

Sabine Klar

Worüber man nicht reden kann

Die Schöpfung ist uns anvertraut?

(2016)

Ich lebe gemeinsam mit allen anderen in einer Welt, die auf mich wirkt und deren Teil ich bin. Ich kann sie in ihrem Sein nicht erfassen, muss sie aber soweit verstehen, dass ich darin handeln kann. Mein Denken und Sprechen bestimmen, wie ich mit dem umgehe, was auf mich wirkt. Andere Menschen begreifen das, was sie betrifft, ganz anders als ich. Gemeinsam mit ihnen erkenne und gestalte ich meine Welt und mache sie damit handhabbar.

Mein Begreifen ist eingeschränkter als die Wirklichkeit und eingeschränkter als das Begreifen aller. Auch wenn ich darauf angewiesen bin, möchte ich mich nicht allzu sehr darin beheimaten, sondern neugierig sein auf das, was mir fremd erscheint. Wenn ich mehr begreifen will, bin ich gerade auf jene angewiesen, die anders wahrnehmen und verstehen als ich und muss respektieren, was es sonst noch alles geben kann.

In anderen Worten: Wir sind kleine Schöpfer, die ihre Lebenswelt erfassen wollen. Was wir mittels unserer Sprache aus der Fülle des Möglichen hervorheben, wird für uns selbst begreifbar. Diese Schöpfung entspricht unserer Form, ist gleichzeitig aber auch ein Aspekt des Unfassbaren, das zu immer neuer Formung anregt – insofern ist sie uns anvertraut. Was auch immer jenseits des Begreifens wirkt, weiß ich nicht – ich kann mich nur auf das beziehen, was wir daraus machen und verantwortlich damit umgehen.

Was ich glaube

(2018)

Eigentlich glaube ich zu allererst der Vernunft, weil sie sich im Alltag meistens bewährt. Wahr ist ausgehend von dieser Vernunft etwas, das den Tatsachen entspricht oder logisch schlüssig erscheint – wenn es um Gott geht, ist das aber nicht überprüfbar, wie ich mir eingestehen muss. Deshalb ist meine vernünftige Seite grundsätzlich skeptisch, wenn es um Überweltliches geht – sie betrachtet den Glauben an einen persönlich uns zugewandten Gott eher als tröstliche Illusion, die mir und manchen anderen dabei hilft, das Grauen vor der Endlichkeit zu überwinden und mit einem offeneren Herzen auf Menschen zuzugehen. Sie erlaubt mir das Glauben an Gott nur dann, wenn es mein Leben und das meiner Lieben fördert und ihm dient, also einen positiven Zweck erfüllt. Ich bin allerdings nicht nur von der Vernunft geprägt – es gibt in mir auch etwas Kindliches, das zu einer Glaubensgemeinschaft gehören will und sich freut, wenn es Gemeinsamkeiten in diesem Glauben entdeckt. Dieses Kindliche glaubt fast alles, was in den heiligen Schriften und Ritualen der Glaubensgemeinschaft gesagt wird – vor allem dann, wenn die Menschen, die es verkünden, gütige Augen und eine gütige Stimme haben. Es vertraut darauf, dass alles gut wird, weil die ganze Welt und selbst die kritische Vernunft in etwas viel Größerem geborgen sind. Manchmal habe ich den Eindruck, dass dieses Kindliche die Vernunft an der Hand hält und sie gebraucht, um Argumente zu finden, die mir das Glauben erlauben. Es hilft mir auch, mich Menschen zu öffnen, denen ich Glauben schenke – darunter sind solche, die an Gott glauben, aber auch Atheisten. Ihre Vertrauenswürdigkeit hängt nicht davon ab, sondern von ihrer Integrität und Wahrhaftigkeit. Umgekehrt wird das Kindliche in mir auch von der Vernunft an der Hand gehalten, damit es durch nichts Schädliches beeinflusst werden kann. Mit der vertrauensvollen Offenheit eines Kindes und dem skeptischen Zweifel eines abgeklärten Erwachsenen versuche ich also, mein Leben Schritt für Schritt zu bewältigen – das ist alles, was ich in meinem Menschsein selbst anbieten kann, um die Frage nach dem Glauben zu beantworten. Doch im Grund reicht das nicht aus – das Vertrauen spürt den Zweifel und gerät ins Wanken; der Zweifel unterhöhlt das Vertrauen und stürzt ins Bodenlose. Selbst wenn sich die beiden helfend unterstützen wollen, führt das zu keiner endgültigen Lösung. Die Vernunft meint zwar, dass dieser kindliche Glaube eine lebensförderliche und deshalb zweckmäßige Geschichte ist – aber dem Kind genügt das keineswegs, vor allem wenn es mit dem Tod geliebter Menschen konfrontiert ist. Es will dann keine beruhigenden Geschichten erzählt bekommen, es will, dass die erwachsene Vernunft wirklich die Wahrheit sagt – und hält gleichzeitig nicht aus, wenn es von ihr das hört, was es längst befürchtet.

Tief in mir gibt es, jenseits von Vernunft und Kindlichkeit, noch etwas Anderes – eine lebendige Gegenwart, die ich offenbar nicht selber bin, weil sie viel liebevoller und klüger ist als ich. Sie lenkt meine Aufmerksamkeit auf das Wesentliche, befreit mich von Oberflächlichkeit und hat viel Geduld mit mir – auch mit meiner kindlichen und meiner abgeklärten Seite. Ich freue mich, wenn ich andere Menschen davon sprechen höre, denn ich erkenne sie wieder – auch wenn sie viele Namen hat. Dieser Gegenwart im Kern meines Seins glaube ich wirklich

An den Rissen und Beulen meiner Welt bin ich noch niemals ins Nichts gefallen ...

(2019)

Üblicherweise habe ich Vorstellungen darüber, wie meine Welt und mein Leben ausschauen sollen – meine geistige Blase erwartet eine Situation, die gewissen Ideen und Bildern entspricht. Die Konfrontation mit der Wirklichkeit korrigiert mich dabei und hilft mir beim Lernen. Die Schwierigkeiten beim Verstehen, die Enttäuschung meiner Erwartungen, die Frustration wenn ich auf etwas gehofft habe, das nicht eintritt – das alles stellt meine über Wahrnehmung und Urteil selbst erschaffene geistige Welt infrage. Die Brüche, Risse und Beulen in meinen Selbst- und Weltkonzepten können mich erschüttern, kränken und zu Verteidigungs- und Rückzugsbewegungen führen. Dabei begreife ich, was mir besonders wichtig ist. Andererseits werde ich mit dem Anderen und Fremden konfrontiert, das meine Grenzen überschreitet und auflöst. Deshalb sind die Brüche, Risse und Beulen, die mir das Leben, die anderen, das Schicksal oder Gott von Zeit zu Zeit zumuten, zwar erschreckend, bestürzend und zutiefst verunsichernd. Gleichzeitig sind sie aber auch eine Chance, dass ich mich mit ihrer Hilfe in einer Weise verwandeln kann, an die ich ohne solch aufgezwungene Störungen nie auch nur ansatzweise herangekommen wäre. Wenn es mir gelingt, der Verletzung meines eigenen geistigen Gefüges etwas abzugewinnen, kann ich daraus gestärkt hervorgehen und erlebe mich in der Folge freier und beweglicher. Zumindest bekomme ich so unmittelbar mit mir selbst zu tun, dass ich mich nachher besser kenne – was auch dabei hilft, andere Menschen zu verstehen. Dann kann ich mich dem, was gerade da ist, unmittelbarer zuwenden. Darum geht es, denn das erfordert – gerade in schwierigen Lebenslagen – meine ganze Kraft und Aufmerksamkeit.

Risse, Beulen, Brüche gibt es an Grenzen – in Böden, Wänden und Mauern etwa, in Tüchern, Haut, Kleidern, die etwas bedecken und in Gefäßen, die etwas halten. Die Grenze markiert einen Unterschied zwischen Innen und Außen – Fremdes soll nicht eindringen, Eigenes wird aktiviert, um es abzuhalten. Das Immunsystem stärkt sich anhand der Konfrontation mit schädlichen Einflüssen, Wunden schließen sich durch die Kraft des eigenen Körpers, aus abgebrochenen Bäumen wachsen junge Triebe hervor. Wenn wir verletzt wurden und Schmerzen empfinden, gibt es Lebensbewegungen, die uns bei der Aufrichtung helfen. Selbst die Angst vor dem Tod kann dazu führen, dass wir sie im Glauben überwinden. Was mich nicht umbringt, macht mich stärker, könnte man anhand dessen mit Nietzsche sagen.

Manchmal aber ist es zu viel und wir werden wirklich geknickt. Manchmal wuchern an Grenzen und Mauern, die nur dem eigenen Schutz dienen sollten, krankhafte Geschwüre oder das Immunsystem reagiert überschießend und schadet uns erst recht. Bewegungen rund um den Schmerz bringen auch Verkrümmungen und Schiefhaltungen mit sich. Dass Grenzerfahrungen immer zu Wachstum führen, kann zwar erhofft, aber nicht erwartet – und schon gar nicht von anderen Menschen verlangt werden. Nicht alles ist machbar – deshalb brauchen wir einander zum Trost und damit wir uns nicht über andere erheben, weil wir gerade zufällig etwas geschafft haben.

Es ist ein Geschenk, wenn wir an Grenzerfahrungen wachsen durften.

Du bist mir begegnet ...

(2019)

Um es gleich direkt zu sagen: ich bin dem Wesentlichen begegnet – es ist die wichtigste und konstanteste Erfahrung in meinem Leben. Doch schon bei dieser einfachen Aussage stocke ich. Die Verwendung des Gemeinten als Objekt im Satz ist falsch, denn ich begegne einem Du – keinem Ding, das ich begrifflich fassen könnte. Eigentlich begegnet dieses Du mir. Du beegnest mir. Du bist da – in mir und in der Welt, für mich und für alle anderen.

Der Begriff „Gott“ ist demgegenüber oft von Vorstellungen begleitet, die bei der Begegnung mit ihm nicht helfen. In meiner atheistischen Umgebung verwende ich deshalb Decknamen – ich nenne das Phänomen z.B. „Osterhase“ oder „Behütendes“. Wenn wir uns darüber unterhalten, was dieses Du so alles vermittelt und eröffnet, bekommt es Raum ohne Aversionen auszulösen.

Das Du da drinnen äußert sich, so wie ich es halt begreifen kann. Es taucht in den Spalten und Ritzen meiner Welt auf und ist das einzige, das mir Hoffnung gibt in Zeiten, wo ich starr und schwer werde. Angesichts meiner Angst bleibt dem kleinen Wesen in mir gar nichts anderes übrig als alles zu glauben – das mit den Wundern, der Auferstehung, dem ewigen Leben und dem allmächtigen Gott; dass es mit der Welt gut ausgeht, dass wir alle geborgen sind in dem Einen, das uns umgibt und durchdringt und aus jeder Zelle, jedem Atom hervorstrahlt, eben mittendrin ist. Denn wie sollte ich sonst vertrauen können und mich vom Du-haften tragen lassen durch all das Unerträgliche, das uns doch alle betrifft, hindurch? Überall ticken im Moment die Uhren des Vergänglichen – das schafft für das Du-hafte eine besondere Intensität, es presst sich durch die Enge hindurch.

Gestern hat das Du in mir gesagt, dass es auch Angst hat. „Du hast Angst, du bist doch Gott?“, hab ich gefragt. Da hat es mir von der Szene am Ölberg erzählt und dass es uns nicht verstehen könnte, wenn es unsere Furcht nicht teilen würde. Es ist mitten im Menschlichen zu finden und reicht trotzdem weit darüber hinaus. Vor ein paar Tagen hat es sich in meinen Kopf-Herz-Gedanken gemeldet und gemeint, dass es interessiert ist mit mir zu lernen. Lange hatte ich den Eindruck, dass es vor allem mich behütet und begleitet – allmählich aber merke ich, dass es auch von mir behütet werden möchte, damit es sich entwickeln und entfalten kann. So als ginge ich mit ihm schwanger. Manchmal klage ich darüber, wie unangenehm ich in schwierigen Lebenslagen sein kann – „Ich hab dich doch lieb!“, flüstert es dann da drin. Und wenn ich Angst um andere Menschen habe, sagt es: „Ich hab sie doch viel lieber als du“. Leider vergesse ich das oft, doch es erinnert mich immer wieder geduldig daran. Wenn ich überfordert bin, entlastet es mich. „Tu oder tu nicht, was du willst oder kannst oder musst – aber alles mit Liebe. Auch das Nicht-Tun mit Liebe“, denkt es in mir. Das erleichtert irgendwie, aber ich muss es noch verdauen.

Deshalb halte ich dir alles hin, was gerade da ist.

Das Heilige in mir sieht in allem auch das Heilige ...

(2019)

Im Nachhinein muss ich darüber lächeln, dass sogar ich in meiner Jugend heilig werden wollte. Ich habe mich angestrengt darum bemüht, „besonders“ und „gut“ zu sein und dabei ein wenig neidvoll auf jene geäugt, die bei diesem Versuch mehr erreichten als ich. Glücklicherweise bin ich daran gescheitert und wurde von meinem grandiosen Stockerl auf den nüchternen Boden der Realität heruntergeholt. Der Wunsch nach Heilsein ist geblieben – ich teile ihn mit vielen Menschen, die mir begegnen. In meinem Beruf als Psychotherapeutin merke ich, dass ich andere nicht heilen kann – dass sie sich aber immer wieder heil erleben und dass Heilsames in ihnen allen in aller Stille wirksam ist, dass es genährt werden kann. Ich vertraue darauf, dass das Heilende schon da ist – in und zwischen Menschen, mitten in den Ereignissen und Begegnungen des Alltags. Es entwickelt seine eigene Kraft und Dynamik und verlangt von mir, dass ich ihm Raum gebe und mich in meiner eigenen Bedeutsamkeit zurücknehme. Ich freue mich, wenn ich es wieder einmal in den anderen entdecke, denn es weckt auch in mir heilsame Bewegungen. Es tritt mit dem Besonderen in jedem einzelnen Wesen in Resonanz und wächst, setzt sich fort, verleiht dem Leben Geschmack, lässt es hell werden, warm und weit. Wenn ich mir erlaube, diese Erfahrung mit dem Wort „Gott“ in Verbindung zu bringen und dabei an die Bilder über das Reich Gottes und den heiligen Geist in der Bibel denke, wird sie für mich zum „heiligen Bereich“, zu einem Augenblick, in dem mir Gott begegnet. Das Heilsame, das mir aus den Spalten und Ritzen meines Alltags entgegenwächst, entwickelt sich langsam zum Bild eines Gottenden, das mir aus der ganzen Welt und aus jedem einzelnen Menschen entgegenblickt, wenn das Gottende in mir mit seinen gütigen und klaren Augen darauf schaut. Es gibt sich mir und allen anderen und holt uns alle in sich hinein – in diese große Umarmung, in der endlich sein darf, was halt da ist. Anders gesagt: das Heilige in mir sieht in allem auch das Heilige.

Es haucht mich etwas warm an, das ich nicht benennen kann ...

(2020)

Ich will mir nichts vormachen – deshalb schaue auch ich manchmal recht düster auf die Ereignisse in der Welt und höre klugen Menschen zu, die nicht mehr wissen, wie das alles gut ausgehen soll. Mich persönlich betrifft es ja vielleicht nicht mehr – ich habe noch viel an Lebensqualität zu erhoffen. Jüngeren, Ärmeren, Heimatloseren, Kränkeren wird es in Zukunft deutlich schlechter gehen fürchte ich – zumindest dann, wenn wir weiterhin im Dienst des Kapitals Menschen und Natur ruinieren, Kriege führen und Politiker wählen, die all das noch mehr befördern. Ich habe zwar kaum Einfluss darauf – trotzdem aber ein schlechtes Gewissen. Statt dankbar zu sein, versinke ich manchmal in ohnmächtigen Groll und Resignation. Dann fühle ich mich überfordert und kann nicht einmal das kleine Elend mit Zuversicht ertragen, das mich und meine nahen Menschen unausweichlich einholt.

Andererseits könnten sich die Dinge auch besser entwickeln – schließlich weiß niemand darüber Bescheid, was die Zukunft wirklich bringen wird. Mein Leben findet gerade statt – ich habe nur dieses eine und existiere jetzt. Meine lieben Menschen gibt es jetzt und das Liebenswerte, Schöne, Interessante in meiner Welt auch. In meiner Familie und meinem Freundeskreis findet sich glücklicherweise ein hohes Maß an Widerstandsgeist, der dabei hilft, sich nicht unterkriegen zu lassen und das zu vertreten, was man jeweils für gut hält. Es wird anerkannt, wenn jemand sagt was Sache ist und sich gängigen Meinungen nicht unterwirft – selbst wenn das seinen Preis hat. Ich bin dankbar für das kurze Aufatmen, das mir der damit verbundene Optimismus vermittelt.

Wenn ich zu viel über die Zukunft nachgrübele oder zu sehr mit der Vergangenheit hadere, verliere ich den Schwerpunkt in dem Leben, das sich in der Gegenwart ereignet und all meine Kraft und Motivation in Anspruch nimmt. In diesem Leben kann ich mich darauf konzentrieren, was wichtig und möglich ist, Schritt für Schritt dem eigenen Guten folgen, mich behüten und mich mit Menschen umgeben, die mir dabei helfen. Ich kann versuchen, mich auch für das zu interessieren, was für mich befremdlich ist – ich kann immer wieder von Neuem anfangen und zum Kind werden, das nicht aufhört zu lernen.

Um das voll Zuversicht immer wieder tun zu können, muss ich manches andere von mir abhalten. Schuldgefühle oder andere ichende Selbstbeschäftigungen lenken genauso davon ab wie Vorstellungen darüber, wie ich, die anderen, das Leben oder die Welt eigentlich sein sollten. Von Verschwörungen und Endzeittheorien aller Art, die behaupten etwas über die Zukunft zu wissen, halte ich gar nichts.

Was mich trägt ist in mir, in meinen nahen Menschen, in der Natur und in meiner Alltagswelt zu finden – dort haucht mich etwas warm an, das ich nicht benennen kann. Wie auch immer die Zukunft sein wird, vor der ich Angst habe – es wird mich nicht verlassen, sondern immer bei mir sein. Ich schmiege mich hinein in diese Geborgenheit und hoffe, dass sie letztlich alles umfasst, was da ist.

Darf es ein bisschen weniger sein?

(2020)

Es gibt verschiedene Arten des Verzichts – deshalb ist es sinnvoll, sie voneinander zu unterscheiden, um zu wissen was jeweils gemeint ist.

Ich kann auf etwas verzichten, das ich habe, das mir aber nicht gut tut. In diesem Fall geschieht mein Verzicht aus Eigeninteresse bzw. Selbstsorge. Ich darf dann die Kraft meines Wollens spüren, meinem Körper und Geist helfen – das bereichert vielleicht auch mein Leben mit anderen Menschen. Nicht schlecht, denn ich gewinne selbst viel daraus.

Ich kann auf etwas verzichten, das ich habe, das mir aber gut tut. Für mich stellt sich hier die Frage, warum ich das sollte – ich muss zugeben, dass mir solche asketischen Motive immer ein bisschen „ichend“ und leistungsorientiert vorkommen. Askese ist auch ein Luxusproblem – ich habe etwas, will aber trotzdem leiden. Ich entspreche dann meinen Vorstellungen, kann stolz auf mich sein und womöglich auf andere herabsehen, die das nicht schaffen. Manchmal beobachte ich eine eigenartige Form von Mitleid, bei der so getan wird als wäre man selbst mit dem Problem konfrontiert und nicht derjenige, der wirklich davon betroffen ist – die erlebe ich als äußerst ungesund, selbstbezogen und außerdem unwahr.

Ich kann auf etwas verzichten, dass ich potentiell haben könnte. Konsumverweigerung gehört aus meiner Sicht dazu – in diesem Fall will ich das vom Markt angepriesene Gut nicht, weil ich es einfach nicht mehr brauche. Das ermöglicht ein hohes Maß an Freiheit und Humor.

Ich kann auf etwas verzichten, damit jemand anderer etwas davon hat – andere Menschen, die Umwelt, zukünftige Generationen etwa. Wenn diese anderen das auch wirklich brauchen und wollen, halte ich es für eine gute Art des Verzichts.

Was ganz anderes ist es, etwas nicht haben zu können und trotzdem gut damit zurecht zu kommen. Das könnte im Dienst meiner inneren Freiheit und meiner Unabhängigkeit bestimmten Gütern gegenüber sinnvoll sein – es hat aber auch eine Schattenseite. Es enthält die implizite Aufforderung, sich mit prekären und marginalisierten Lebenslagen abzufinden und sich mit dem Wenigen zu begnügen, das man zugeteilt bekommt. Ich kann es mir selbst vorschlagen – aber ich möchte es nicht von jemandem fordern, der unter seinem Mangel leidet.

Im Leben allein und im Zusammenleben mit anderen braucht es Großzügigkeit und Humor, Selbstbeherrschung und Aufmerksamkeit, einen guten Umgang mit sich und anderen. Das erfordert manchmal auch Verzicht – vor allem auf Unvernünftiges und Herzloses. In Coronazeiten steht uns vieles, was vorher selbstverständlich war, nicht im gleichen Ausmaß zur Verfügung. Die weltweite Unsicherheit rührt bei uns allen an unsere Schwächen – deshalb braucht es viel Verständnis für die Verrücktheiten, die sich dadurch ergeben, und vor allem den Verzicht auf Rechthaberei. Wir alle müssen in diesen Tagen viel lernen – manche angeblich gescheiterten Ratschläge tun aber nicht gut. Natürlich ist es es sinnvoll, von Vorwürfen, Schuldgefühlen, Panik und unnötiger Dramatisierung Abstand zu

nehmen – man muss sich selbst behüten, sich immer wieder bei diversen Aufregungen unterbrechen und beruhigen. Das ist im Alltag oft nicht leicht.

Darf es ein bisschen weniger sein? – diese Frage leitet mich auf der Suche nach Ausgeglichenheit. Ein bisschen weniger Sorge und Angst, ein bisschen weniger Übertreibung und Egozentrik, ein bisschen weniger Stress und Hektik, ein bisschen weniger Trägheit und Weltuntergangsstimmung. Ein bisschen weniger, heißt nicht ein bisschen schlampiger. Aus meiner Sicht geht es beim Bemühen um das Gute auch um eine gewisse Balance.

Eine zweifelhafte Zugehörigkeit

(2020)

„Kirche“ ist ein Gebäude, in dem ich alleine oder gemeinsam mit anderen manche Facetten meiner Beziehung zu Gott pflege. „Kirche“ ist auch eine Institution, die von materiellen und sozialen Gegebenheiten bestimmt wird. Wie diese Strukturen wirken, hängt davon ab, welcher Geist sie erfüllt – die Gedankengänge über Vorstellungen, Regeln und Rituale beeinflussen die Menschen, die sich in ihrem Einflussbereich befinden. Sie bringen mit sich, dass sie sehr unterschiedliches miteinander erleben.

Angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Situation hab ich viele Wünsche an die Kirche der Zukunft. Damit bin ich nicht alleine – die verschiedenen Ideen haben eine große Bandbreite und widersprechen sich. Sie stellen das eine ins Zentrum, rücken das andere an die Peripherie der jeweiligen Wichtigkeiten – sie schließen ein und schließen aus. Und mitten drinnen in den Zwischenräumen ereignet sich manchmal etwas, das sich nicht fassen lässt – es ist nicht von dieser Welt, aber in dieser Welt zu finden (in all ihrer Widersprüchlichkeit).

Ich persönlich hatte Glück mit der Kirche. Obwohl ich in vielen Aspekten als Abweichlerin gesehen werden kann, hab ich in ihr immer wieder meinen Ort gefunden. Ihre Strukturen und Vorstellungen haben mich nicht eingesperrt. Es war wichtig, sich wegbewegen zu können und zu begreifen, dass es nach außen keine Grenzen gibt, weil das, was Kirche ausdrücken und sichtbar machen will, viel größer ist als ihre konkrete Gestalt in dieser Welt, die ihre Mängel hat. Deshalb bin ich ihr bisher treu geblieben – so wie einem alten Freund, dem ich trotz all seiner Fehler vertraue. Vielleicht ist der Grund, dass ich sie als Gemeinschaft von Sündern sehe und deshalb passend für mich.

Gleichzeitig ist sie aus meiner Sicht ein zutiefst fragwürdiges Gefüge – sie geht mit manchen Menschen schlecht um, misshandelt, missbraucht und übersieht sie, gibt ihnen keinen entsprechenden Raum. Ich kann mich mit denen solidarisieren, die unter ihr gelitten haben oder leiden und austreten. Ich kann versuchen, die Kirche von innen heraus aktiv zu verändern. Ich kann mir Nischen suchen, in denen ich das lebe, was ich persönlich als wesentlich empfinde.

Die Suche danach, was in der konkreten Situation wesentlich ist, kommt nie an ein Ende – dazu ist sie zu wichtig. Auf dieser Suche kann ich von vielem lernen, was mir begegnet – auch von dem, das mir nicht entspricht. Bei mir sind es gerade die Außenstehenden – die Atheisten, Agnostiker, Andersgläubigen, Ausgetretenen – die mir durch ihre Perspektiven dabei helfen. Mein Glaube begegnet dem Unaussprechlichen oft dort, wo jemand ganz anders denkt als ich – das fordert mich heraus, die engen Grenzen meiner Vorstellungen zu überschreiten und mich auf das Befremdliche einzulassen.

Deshalb halte ich Tendenzen der Kirche, Menschen auszuschließen oder sie so zu behandeln, dass sie sich selbst ausschließen wollen, grundsätzlich für fragwürdig. Wenn ich den Begriff „katholisch“ als „allumfassend“ übersetze, dann müsste sie eigentlich alles umarmen, was dazugehören will und ihm Platz in einer der „vielen Wohnungen“ geben, die Gott für jeden einzelnen bereitet hat.

Leben und leben lassen

(2020)

Der jeweils nächste, der mir im Alltag über den Weg läuft, ist zumindest eines: ein menschliches Wesen wie ich – eine Lebensform mit einem Körper und einer Menge Gedanken und Vorstellungen. Wir alle haben Bedürfnisse und Impulse, Stärken und Schwächen, Sehnsüchte und Ängste – ob wir einander nun mögen, sympathisch finden, gleiche Meinungen teilen oder nicht.

Diese Ähnlichkeit ermöglicht es mir grundsätzlich, mich auch in diejenigen hineinzudenken und hineinzufühlen, die mir aus irgendeinem Grund befremdlich vorkommen. Wenn ich, trotz aller Unterschiede, in ihnen das Menschelnde erkenne, das uns verbindet, verliere ich vielleicht auch die Angst und finde Zugang zu ihnen. In ihrem Spiegel entdecke ich oft Seiten an mir, die ich vorher nicht gesehen habe und komme mir deshalb auch selbst in all meinen Facetten näher.

Manchmal kann ich etwas für sie tun, das Lebensmöglichkeiten eröffnet und dabei hilft, einen Schritt weiter zu gehen. Das lässt mich hoffen, dass auch ich in schwierigen Lebenslagen Menschen finden werde, die mich in meinen Eigenheiten respektieren und dementsprechend behandeln.

Sehnsucht öffnet eine Tür zu dem, was schon da ist

(Sabine Klar; Mai 2021)

Sehnsucht (von mittelhochdeutsch sensucht, als „Krankheit des schmerzlichen Verlangens“) ist ein ungestilltes, inniges Bedürfnis nach etwas, das nicht da ist. Wenn dieses Erlebnis eines Mangels falsche Hoffnungen nährt oder verzweifeln lässt, kann das zu großer Unzufriedenheit führen, die Leiden schafft. Ich stehe diesem Gefühl deshalb zwiespältig gegenüber.

Einerseits habe ich in vielen Lebensphasen selbst darunter gelitten, aber auch andere damit gequält. Sehnsucht konzentriert sich auf etwas zumindest im Moment nicht Vorhandenes und fokussiert damit die Aufmerksamkeit weg von der konkreten Lebenslage auf irgendetwas Vorgestelltes, das etwas Besseres verspricht. Das Ersehnte steht in der Phantasie verlockend im Raum – ich dehne und strecke mich danach und bleibe ständig frustriert, wenn ich es nicht erreichen kann. Gleichzeitig übersehe ich das Gegenwärtige, habe keine Freude daran und bin nicht dankbar dafür, weil mein Herz gerade woanders ist.

Andererseits halte ich nichts davon, menschlichen Wesen das wegnehmen zu wollen, was sie in Bewegung und damit in eine lustvolle Lebendigkeit bringt. Wenn ich dem nachspüre, wohin es da drinnen strebt, wonach ihm ist, was es will, verstehe ich mich besser und kann mich auf die Suche begeben. Ich verstehe auch andere besser und kann sie dabei begleiten und unterstützen.

Weil Sehnsucht meine Kraft kostet und Aufmerksamkeit bindet, muss ich mir darüber klar werden, worum es bei all dem Sehnen eigentlich wirklich geht. Ich versuche zu unterscheiden, was daran erreichbar ist und was nicht, und möchte mich nicht mehr von Nebensächlichkeiten ablenken lassen.

Im Sinn einer grundsätzlichen Lebenshaltung gehe ich davon aus, dass das Wesentliche bereits da ist und dass es weniger darum geht, etwas zu erreichen als etwas zu entdecken. Diese Annahme tut mir gut, denn dann habe ich bereits empfangen, was ich brauche und muss nirgends mehr hingelangen, weil sich mir dort, wo ich gerade bin, in jedem Moment die ganze Fülle zeigen kann, nach der ich verlange. Die Sehnsucht nach dieser bereits gegenwärtigen Fülle ist dann in meinem persönlichen Erleben so etwas wie ein Schlüssel, der eine Tür zu ihr öffnet.